

Rezensionen

Burri, Jacqueline: Die «gute» Waldwirtschaft. Wandel und Kontinuität in der Wahrnehmung und Bewirtschaftung des Waldes am Beispiel des Gantrischgebietes 1848–1997.

(Berner Forschungen zur Regionalgeschichte, Bd. 18). Nordhausen: Traugott Bautz 2015. 186 S.

Die Menschen nutzten den Wald schon seit je für ihre vielfältigen Bedürfnisse. Die jeweiligen Ausprägungen ihrer Nutzungsansprüche haben sich über die Zeit in der Schweiz gewandelt, insbesondere vor dem Hintergrund der sich etablierenden eidgenössischen Forstgesetzgebung seit dem Ende des 19. Jahrhunderts. In ihrer Masterarbeit hinterfragt Jacqueline Burri die Konzeption einer sogenannten «guten» Waldwirtschaft. Sie analysiert die Nutzungsansprüche, die daraus abgeleiteten Bewirtschaftungsformen und die diese beeinflussenden Faktoren über den Zeitraum von 1848 bis 1997. Sie unterscheidet dabei jeweils die Forstpolitik des Bundes und des Kantons Bern – hier insbesondere diejenige der Berner Forstverwaltung – sowie die Umsetzung der forstpolitischen Massnahmen auf lokaler Ebene am Beispiel des Gantrischgebietes.

Nach der Einleitung, die das Forschungsvorhaben rahmt, wird im zweiten Kapitel das Untersuchungsgebiet Gantrisch in Bezug auf seine geografische Lage, seine politisch-institutionelle Verwaltung sowie die Verteilung der Waldungen in der Region dargestellt. Die folgenden Kapitel beschreiben die verschiedenen Phasen der Waldbewirtschaftung, beginnend mit der Zeit, in der das sogenannte Abholzungsparadigma vorherrschte. Als zentral wird hier die Entwicklung hin zum ersten eidgenössischen Forstgesetz von 1876 dargestellt. Das Gesetz war insofern eine nationale Besonderheit, als dass es durch die Instrumentalisierung von Überschwemmungskatastrophen zustande kam. Erstmals konnte der Kausalzusammenhang zwischen der Entwaldung und den Überschwemmungen erklärt werden, wodurch sich der Schutzwaldgedanke etablierte. Dieser Wandel in der Wahrnehmung der Funktion des Waldes wurde dadurch begünstigt, dass importierte Kohle Holz als Brennstoff verdrängte.

Auch in der zweiten beschriebenen Phase, den Zwischenkriegsjahren, blieben das Abholzungsparadigma teilweise und das Verständnis der «guten», das heisst der gepflegten und unter staatlicher Aufsicht geführten Waldwirtschaft bestehen. Aber dennoch änderte sich der Diskurs langsam, einerseits durch eine Abwendung von der Idee der «Alpenplage», die davon ausging, dass die Bergbevölkerung durch ihre Waldnutzung Überschwemmungskatastrophen verursachte, und andererseits hin zu einer Akzeptanz der staatlichen Behörden in Forstfragen im Zusammenspiel mit den Kantonen. Für die lokale Ebene des Gantrischgebietes streicht die Autorin hervor, dass die starken

staatlichen Eingriffe und die neue Verbündung von Bund und Kanton mit Protestbewegungen der Bevölkerung einhergingen, zum Beispiel durch Missachtung des Waldweideverbots. Die Idee der Wirtschaftlichkeit der Wälder setzte sich in dieser Zeit als oberstes Ziel im Sinne der Kielwassertheorie – eine geordnete Holznutzung fördere auch die anderen Funktionen des Waldes – weiter durch.

Die Phase nach 1945 wird als eine Zeit der Transition verstanden. Einerseits kommen in den Diskursen dieser Zeit zum ersten Mal explizit die Wohlfahrtsfunktion der Wälder sowie Rodungen durch Siedlungsdruck zur Sprache. Andererseits wird auch der Schutzgedanke der Wälder weiter ausgebaut. Ab 1960 erfolgte mit der Idee des naturnahen Waldbaus der sich zuvor schon abzeichnende Paradigmenwechsel. Dieser wurde durch die Waldsterbedebatte der 1980er-Jahre, die Vervielfachung immaterieller Ansprüche an den Wald sowie die schwierige finanzielle Lage der Forstbetriebe unterstützt, so Burri.

Der sehr gute und konsistente Aufbau der Forschungsarbeit untermauert die differenzierte Analyse. Es wird deutlich, welche Argumente auf der Ebene des Bundes, des Kantons Bern sowie des Gantrischgebietes ihre Umsetzung fanden. Die Autorin nimmt für die einzelnen Phasen verschiedene Aspekte diskursanalytisch immer wieder auf und zeigt so deren historische Entwicklung. Dadurch wird ersichtlich, in welcher kurzen Zeit sich die Rolle des Bundes im Verhältnis zu den Kantonen in der Forstpolitik festigte. Ein ebenso spannender Aspekt, der im Buch mit eindrucksvollen Zitaten belegt wird, ist die Ankaufs- und Subventionspolitik des Bundes. Erläutert wird, unter welchen Bedingungen sich diese änderte und wie früh diesbezüglich mit der Kielwassertheorie argumentiert wurde. Ebenso interessant ist, wie und ab wann wissenschaftliche Argumente Einzug in die Forstpolitik hielten.

Der gewählte Forschungsansatz der historischen Waldforschung wird als Teil der allgemeinen Geschichtswissenschaft begriffen, der auf die Forstwirtschaft und -wissenschaft und deren Veränderungen als Aspekt des gesellschaftlichen Wandels fokussiert. Dadurch soll nicht nur eine distanzierte Sicht auf die Entwicklung der Forstwirtschaft gewonnen, sondern diese aus verschiedenen gesellschaftstheoretischen Perspektiven gedeutet werden. So lässt sich das Zusammenspiel zwischen den Institutionen und den Akteuren, welche die institutionellen Ziele umsetzten, gut nachvollziehen. Die Forschungsarbeit veranschaulicht, wie und durch welche Einflussfaktoren die verschiedenen Waldfunktionen historisch gewachsen sind. Sie macht auch deutlich, was der Idee der «guten» Waldwirtschaft zugrunde lag. Ob dieser Grundgedanke, der ja nicht allen verschiedenen Phasen und Paradigmen inhärent gewesen zu sein scheint, noch weiter besteht, wird jedoch nicht klar. Hier hätten die Ergebnisse in einen breiteren Kontext gestellt werden können. Anknüpfungspunkte hätten die heute

noch angeführten wirtschaftlichen Argumente wie Holzertrag und Schutzfunktion oder die aktuelle Debatte über die Regulierung und Kostendeckung der Wohlfahrtsfunktion der Wälder geboten.

Bianca Baerlocher, Basel

Eggenberger, Peter et al.: Vom spätantiken Mausoleum zur Pfarrkirche. Die archäologische Untersuchung der Kirche von Biel-Mett.

(Hefte zur Archäologie im Kanton Bern, Bd. 1). Bern: Archäologischer Dienst des Kantons Bern 2016. 275 S.

Als an der Kirche Biel-Mett Sanierungsarbeiten nötig wurden, nutzte man die Gelegenheit, die ehemalige Dorfkirche von Mett (französisch *Mâche*) im Winter 1975/76 archäologisch zu untersuchen. Die Erforschung des seit der Eingemeindung von Mett in die Stadt Biel als Quartierkirche dienenden Gebäudes ergab, dass es älter ist, als man vermutet hatte. 2016 ist nun eine aufgearbeitete Gesamtauswertung dieser Grabung erschienen, an der mehrere Forscher beteiligt waren. Das Buch ist zudem der Auftakt der neuen Reihe *Hefte zur Archäologie im Kanton Bern*.

Peter Eggenberger stellt in einem ersten Teil die Ergebnisse der archäologischen Forschungen vor. Das älteste Gebäude, das nachgewiesen werden konnte, ist ein spätantikes Mausoleum (Mitte des 4. Jh.). Ein ungefähr 300 Jahre jüngeres Mausoleum wurde durch eine Kirche ersetzt. Diese Kirche diente weiterhin als Grabanlage. Bestattungen fanden ausser- wie innerhalb des Gebäudes statt. Das Gotteshaus wurde bis in die Gegenwart mehrmals umgebaut respektive verändert. Auch die letzte Umbauphase von 1974/77 wird im Bericht kurz erwähnt. Datierungen, Schlussfolgerungen und Abläufe der zehn Bauphasen werden so wiedergegeben, dass auch ein Leser, eine Leserin ohne archäologisches Hintergrundwissen dem Bericht folgen kann. Vergleiche und die Einbettung in den historischen Kontext machen den Text gut verständlich und auch für einen Historiker interessant.

In einem zweiten Teil werden die Funde der Ausgrabung durch mehrere Autoren vorgestellt. Martin Bossert beschreibt beispielsweise die Spolien (wiederverwendete Steine). Er zeigt, dass einige Steinfragmente aus älteren römischen Vorgängerbauten stammen. Danièle Decrouez ergänzt diese Untersuchung mit einer petrografischen Analyse. Frank Sigmund berichtet von den Funden in den Gräbern. Die Funde ermöglichen zum Teil, die Gräber sowie die Kirchenbauphasen chronologisch einzuordnen. Eine Zwiebelknopffibel (Kleiderspange) spielt für die Datierung des ersten (ältesten)

Grabes eine wesentliche Rolle. Frühmittelalterliche Gräber sind schwieriger einzuordnen, weil es zum einen nicht viele Grabbeigaben gibt und zum anderen verschiedene Chronologiesysteme der Merowingerzeit existieren. Der Autor geht auf diese Probleme ein und stellt mehrere Lösungen für eine Datierung vor. Es wird auch versucht, anhand der Grabbeigaben eine ethnische sowie soziale Einordnung der Gräber vorzunehmen. Der Bestattete im ältesten Grab hatte wahrscheinlich eine sehr hohe soziale Stellung. Davon zeugen neben der bereits erwähnten Fibel diverse Glasbeigaben. Sylvia Fünfschilling stellt diese Glasbeigaben vor, deren Prunkstück ein grosser Becher ist, der die Titelseite der Publikation ziert. Ergänzt wird die Untersuchung der Glasbeigaben durch den Bericht über die Glaszusammensetzung des Bechers von Stefanie Nagel und Boaz Paz. Lara Tremblay präsentiert die Funde, die nicht in Gräbern waren. Ein Dekorfragmentstück wird von Michel E. Fuchs beschrieben, die einzige Fundmünze aus dem Jahr 1446 von Suzanne Frey-Kupper. Dieser zweite Teil der Publikation ist sehr detail- und umfangreich.

Der dritte Teil beinhaltet den anthropologischen Bericht von Susi Ulrich-Bochsler und Elisabeth Schäublin über die 136 Gräber mit den 238 Bestattungen. Einige Gräber wurden mehrmals verwendet oder als Ossarien (Knochendeponien) gebraucht. Die Anzahl der bestatteten Individuen ist nicht ganz sicher. Obwohl die Autorinnen betonen, dass die Ausgräber ihre Arbeit für die damalige Zeit gut gemacht hätten, bemängeln sie, dass es ihnen damals im Allgemeinen am richtigen Umgang mit menschlichen Überresten fehlte. Anthropologen verbrachten zwar einen halben Tag auf der Grabung, aber erst, als die meisten Gräber bereits geborgen waren. Trotz der Mängel konnten Alter und Geschlecht der Bestatteten bestimmt werden und liessen sich anhand der Knochen und Zähne verschiedene (mögliche) Krankheiten oder Anomalien erkennen (beispielsweise Karies, Schädelverletzungen, Knochenbrüche, Mangelerscheinungen).

Obwohl Abkürzungen, Fachausdrücke und Methoden erklärt werden, ist ein gewisses Hintergrundwissen für das Textverständnis im zweiten und dritten Teil hilfreich. Insgesamt ist die Publikation aber ein interessantes und durch Grafiken, Pläne, Vergleiche und (farbige) Abbildungen verständliches Werk.

Raphael Germann, Brienzwiler

Helmle, Christian: Selve.

Thun: Vetter Druck AG 2017. 111 S.

Selve – dieser Name ist wohl allen Thunerinnen und Thunern ein Begriff. Die älteren Semester verbinden ihn mit der Metallverarbeitungsfabrik, die ab 1895 Platten, Rondellen, Draht sowie Munitionsnäpfchen für die Schweizer Armee herstellte, und sie erinnern sich an die Übernahme der Fabrik durch den letztlich gescheiterten Finanzjongleur Werner K. Rey. Die jüngeren Stadtbewohnerinnen und -bewohner hingegen denken eher an die legendäre Partymeile mit überregionaler Ausstrahlung, die nach der Werkschliessung von 1993 auf der Industriebrache aufblühte. Unvergessen sind auch die zahlreichen Jungunternehmen und Kunstschaffenden, die auf dem Selveareal einen Ort zur Entfaltung fanden. 2007 allerdings mussten sie alle ausziehen, denn nun entstand hier ein modernes, attraktiv an der Aare gelegenes Wohn- und Gewerbequartier.

Der Thuner Fotograf Christian Helmle ist eng mit der jüngeren Geschichte der Selve verbunden. Schon als Gymnasiast arbeitete er in der Fabrik, später begleitete er mit seiner Kamera den Niedergang und die Schliessung der Fabrik, die Umnutzung der teilweise maroden Gebäude für Gewerbe- und Freizeitaktivitäten sowie die Entstehung des neuen Stadtquartiers. Das Resultat ist ein Kaleidoskop von Bildern, in denen sich die harte Arbeit in der Metallverarbeitungsfabrik, die öde Tristesse der Industriebrache und das wilde Partyleben spiegeln. Abgerundet wird das Buch mit Fotografien, welche die Entwicklung des Areals zum neuen Wohn- und Arbeitsgebiet zeigen. Entstanden ist eine sehenswerte und facettenreiche Dokumentation eines Stücks Thuner Stadtgeschichte, die durch einen kurzen, informativen Text von Guntram Knauer, dem früheren Leiter des Stadtplanungsamts der Stadt Thun, eingeleitet wird. Die Publikation ist ein rundum gelungenes Werk für alle, die sich für moderne Stadtentwicklung interessieren.

Anna Bähler, Bern

Flückiger-Seiler, Roland: Berghotels zwischen Alpweide und Gipfelkreuz. Alpiner Tourismus und Hotelbau 1830–1920.

Baden: Hier + Jetzt 2015. 264 S.

Warum wurden die vormals unzugänglichen Alpen im 19. Jahrhundert zu begehrten Reisezielen? Wer hat wann und warum erstmals Hotels mit Sternen klassifiziert? Wie kam Thomas Cook, ein baptistischer Abstinenzler aus England, dazu, Gruppenreisen durch die Schweizer Alpen zu organisieren? Wie sahen die ersten SAC-Hütten aus und wo stand die erste Bergbahn? Diese und andere, heute selbstverständliche Tourismus-

phänomene erklärt Roland Flückiger-Seiler im dritten und letzten Band seiner Reihe zum Schweizer Tourismus und Hotelbau. Wie die Vorgängerbände ist das reich bebilderte grossformatige Übersichtswerk im Badener Verlag *Hier + Jetzt* erschienen.

Flückiger, promovierter Architekt ETH, renommierter Architekturhistoriker, langjähriger Mitarbeiter der Stadtberner und der kantonalen Denkmalpflege und Initiator des ICOMOS-Preises «Historisches Hotel des Jahres», legte 2001 mit *Hotelträume zwischen Gletschern und Palmen* den ersten Band seiner systematischen Darstellung zur Entwicklung des Schweizer Hotelbaus bis 1920 vor. 2003 erschien der zweite Band *Hotelpaläste zwischen Traum und Wirklichkeit*. Mit dem 2015 publizierten dritten Band, in dem es um die touristische Erschliessung der Schweizer Bergwelt geht, wird die Reihe abgeschlossen und abgerundet. Beruhte der Inhalt der ersten beiden Bände zu einem Grossteil auf den Forschungsergebnissen Flückigers von 1995 bis 1998 aus dem Nationalfondsprojekt «Schweizer Hotelbauten 1830–1920. Architektur, Bautyp, Umgebung» zu Hotels an Schweizer Seen, so stehen in diesem Band die Berghotels im Vordergrund. Deren Faszination war Flückiger, wie wir im Vorwort erfahren, schon als junger Student erlegen.

Dass er auch bei diesem Thema aus dem Vollen schöpfen kann, ist ein grosses Plus dieses Werkes. Wie in den Vorläuferbänden geht es nicht einfach nur um die denkmalpflegerisch korrekte Inventarisierung möglichst vieler Bauten, sondern um die kulturhistorische Einbettung dieser Bauform in das damals aufkommende Phänomen Alpentourismus. Flückiger breitet sein reichhaltiges Quellenmaterial wohlstrukturiert aus. Er verwertete neben zeitgenössischen Reiseführern, Zeitschriftenartikeln und Büchern auch Berichte von Zeitzeugen, konsultierte einschlägige Literatur, Lexika, Karteien und Inventare und trug eine Fülle von bildlichen Quellen zusammen. Besonders hervorzuheben ist, dass Text- und Bildteil einander auf das Schönste ergänzen. Dies gelingt, weil der Text nicht nachträglich mit ein paar Bildchen «aufgehübscht» wurde. Vielmehr funktioniert der Bildteil mit den sehr informativen Bildunterschriften eigenständig und verschafft dem Leser eine Erkenntnisebene, die er beliebig über die Lektüre des Textes vertiefen kann. Das Orts- und Personenregister erleichtert das schnelle Auffinden von Lokalitäten oder Protagonisten.

In den ersten fünf Kapiteln führt uns Flückiger in die Thematik ein. Dabei beschränkt er sich nicht nur auf Bekanntes, wie die «Invasion» der Alpen durch die bergsteigenden Engländer im 19. Jahrhundert als Anfang des Alpentourismus oder die Hospize und Gasthöfe als Vorläufer der Berghotels, sondern er widmet auch ein Kapitel dem Beruf des Bergführers, ein anderes Kapitel der – zum Teil armen – einheimischen Bevölkerung, die sich zunächst an die Rolle als Gastgeber gewöhnen musste. Leserfreundlich sind dabei die auch im Inhaltsverzeichnis farblich abgehobenen Kurzexkurse, die

auf ein oder zwei Seiten wichtige Unterthemen abhandeln, etwa zu Thomas Cook oder den SAC-Hütten. Ein weiteres Kapitel handelt von den Bergbahnen, die den Massentourismus in den Bergen erst möglich machten. Durchgehend vermag es Flückiger mit den gut gewählten, Zeitkolorit evozierenden Zitaten und seinem flüssigen Stil, die Entwicklung des Alpentourismus dem Leser leicht verständlich zu vermitteln.

In den letzten vier Kapiteln geht es um die Berghotels der Regionen Innerschweiz, Berner Oberland, Wallis und am Aletschgletscher. Hier – und das ist der eigentliche Kern des Buches – erfahren wir die Hotelgeschichte der ausgewählten Standorte. Der Denkmalpfleger Flückiger präsentiert die Dokumentation aller Gebäude eines Standortes, die sich gelegentlich etwas trocken liest. Doch für Fachleute ist dieser vorbildlich recherchierte Teil eine unschätzbare Quelle. Architekturhistoriker werden die Abbildung von Plänen der realisierten Gebäude vermissen. Doch vermutlich ist die Publikation nicht ausschliesslich für ein Fachpublikum bestimmt. Daher lockern diesen Teil eingestreute Porträts von «Hotelkönigen» auf, die schon damals mit Luxus und Exklusivität zahlende Kundschaft in die Berge lockten.

Insgesamt ist dieser Band eine gute Mischung aus Architekturgeschichte und deren gelungener kulturhistorischer Einbettung. Die Publikation erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Zu gross ist die Fülle des Materials, aus dem eine – nicht immer ganz nachvollziehbare – Auswahl getroffen werden musste. Dennoch stellt der Band einen idealen Einstieg in das Thema Alpentourismus mit Schwerpunkt Hotelarchitektur dar.

Barbara Seidel, Bern

Ledermann, François: «Es ist die Martha-Seele, die meiner Seele vermählt ist.» Die Briefe von Alexander Tschirch an Martha Bernoulli 1896–1939.

(Veröffentlichungen zur Pharmaziegeschichte, Bd. 13). Stuttgart: Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft 2015. 174 S.

Der Pharmazieprofessor Alexander Tschirch (1856–1939) stand über 40 Jahre lang in Briefkontakt mit Martha Bernoulli-Goebel. 49 Schreiben Tschirchs an seine Brieffreundin hat François Ledermann nun in einer Sammlung vereint.

Tschirch wurde als Pfarrerssohn in der Lausitz geboren und kam nach seinem Studium in Berlin und einer langen «Indienreise» 1890 nach Bern, wo er die Leitung des damals neu geschaffenen Pharmazeutischen Instituts übernahm. Er war ein engagierter Hochschullehrer und Wissenschaftler, insbesondere auf dem Gebiet der Pharmakognosie, der Lehre über Arzneimittel. Unter seiner Direktion entwickelte sich das Berner Institut zu einem Anziehungspunkt der europäischen Pharmazie. Diese Erfolge

führten Tschirch bis ins Amt des Rektors der Universität Bern, das er von 1908 bis 1909 ausübte. Er hielt zahlreiche Referate, publizierte wissenschaftliche Schriften und Lehrbücher, reiste viel umher und unterhielt zusammen mit seiner Frau Elisa und seinen Töchtern, Margarete und Anna, ein reges Gesellschaftsleben. Nach seiner Emeritierung lebte Tschirch mit seiner Familie weiter in Bern. Seine Frau verstarb 1935. Vier Jahre später erkrankte Alexander Tschirch an einer Lungenentzündung, die er nicht überlebte. In seinen letzten Lebensjahren hatte er sich immer intensiver der Ölmalerei gewidmet. Er fand bei den Blumen, die er abmalte, und den Pinseln ein Refugium und kümmerte sich weniger um die weltpolitischen Vorgänge als früher.

Über die Adressatin von Tschirchs Briefen ist wenig bekannt. Martha Bernoulli-Goebel wurde 1863 in Preussen geboren. Sie machte eine Ausbildung zur Grundschullehrerin und arbeitete eine gewisse Zeit als Hauslehrerin in Mähren. Später heiratete «Marthal» in Zürich einen Studenten der ETH. Nach der Hochzeit liess sich das Paar in Triest nieder, wo Marthas Ehemann, Oscar Bernoulli, ursprünglich herkam. 1898 kam der einzige Sohn, Walter Niklaus, zur Welt. Ledermann vermutet, dass sich Martha Bernoulli und Alexander Tschirch zum ersten Mal 1892 in Zürich begegnet sind. Genauer über die Umstände, die ersten Begegnungen oder die Entstehung der Freundschaft bleiben im Dunkeln.

Die Briefsammlung ist ein intimer Quellenkorpus, ein ausgeprägtes Ego-Dokument. Auch wenn Alexander Tschirch von seiner Frau und den heranwachsenden Töchtern berichtet, werden in allen Briefen seine zärtlichen Regungen für Martha deutlich. In den letzten Briefen, die Tschirch nach dem Tod seiner Ehefrau verfasste, wird der verliebte Tschirch immer vernehmbarer, auch durch seine expliziten Grussworte am Ende der Briefe. Eine «platonische Liebe» sei es, schreibt er einmal.

Das Buch kann also als 40-jährige Liebesgeschichte gelesen werden. Dass sich das Korrespondenzpaar 1937 und 1939 im hohen Alter noch zweimal in Bern trifft, ist für Tschirch ein grosses Geschenk. Er erwähnt seine Dankbarkeit darüber in den letzten Briefen immer wieder. Diese Schreiben über Lieben und Altern sind in ihrer grossen Ehrlichkeit berührend. Gleichzeitig bleibt die Liebesgeschichte unvollständig. Marthas Antwortbriefe sind verschollen. Alle Fragen, Ermunterungen und Liebesbezeugungen von Tschirch bleiben unbeantwortet.

Eine weitere unfassbare Person ist Tschirchs Gattin Elisa. Wie viel hat sie von seiner Liebe zu Martha gewusst und wie hat sie diese Situation ertragen? Diese weiteren Stränge der Liebesgeschichte können mangels Quellen – Frauen hinterliessen zu jener Zeit wenige Spuren – nicht erzählt werden.

Mit seiner Edition steht Ledermann in einer langen Tradition. Die Korrespondenz einflussreicher Persönlichkeiten gilt in Historikerkreisen als reiche Quelle. So ist auch

diese Briefsammlung nicht nur eine Liebesgeschichte, sondern enthält explizit politische Überlegungen. Tschirch ist ein Beobachter seiner Zeit. Er reflektiert die Ereignisse in Europa, insbesondere in seiner Heimat Deutschland, wobei er sich zur Niederlage 1918 und deutlich gegen den Aufstieg des Nationalsozialismus äussert. Dieser sei «infektiös» und ähnele der «Cholera». Tschirch zeigt sich als Mensch mit patriotischen Gefühlen verärgert und besorgt über die fortschreitende Schwächung der Demokratie und den mentalen Wandel in der deutschen Gesellschaft.

Die Briefe lassen sich schliesslich auch als Dokumente der Alltagsgeschichte lesen. Sie geben wörtlich, aber auch implizit Einblick in das Familienleben und die Wertvorstellungen des Bildungsbürgertums, in psychische Krankheitsbilder und deren Behandlung, in das Verhältnis von Professoren und Studenten sowie in die Pharmaziegeschichte.

In der 23-seitigen Einleitung stellt Ledermann Alexander Tschirch, der den Lesern – auch mit seinem teils etwas selbstverliebten Charakter – im Laufe der Lektüre ans Herz wächst, ausführlich vor. Zudem analysiert er Tschirchs Reaktionen auf den politischen und gesellschaftlichen Wandel, der ihn umgab. Dabei stützt sich Ledermann weitgehend auf die Inhalte von Tschirchs Briefen, ohne weitere Quellen oder kontextualisierende Literatur beizuziehen.

Schade, dass diese Einleitung keine Überlegungen zum Quellenwert der Briefe enthält. Es hätte sich angeboten, über den Kontext, in dem sie entstanden sind, mehr zu reflektieren und über die Fragen nachzudenken, die sich stellen, wenn wir sie aus historisch-wissenschaftlicher Perspektive lesen. Auch die Fussnoten und die oft sehr kleinen Bilder wirken etwas willkürlich gesetzt und schmälern die Wissenschaftlichkeit der Publikation.

Trotz wissenschaftlicher Defizite legt François Ledermann mit seiner Edition der Briefe einen Quellenkorpus vor, der berührt und eine reiche Grundlage für weitere Forschungsarbeiten bietet.

Birgit Stalder, Bern

Würgler, Andreas: Die Tagsatzung der Eidgenossen. Politik, Kommunikation und Symbolik einer repräsentativen Institution im europäischen Kontext (1470–1798).

(Frühneuzeit-Forschungen, Bd. 19). Epfendorf/Neckar: bibliotheca academica Verlag 2013. 720 S.

Die Tagsatzung war das wichtigste Gremium der Alten Eidgenossenschaft. Als «Tagsatzung» wurden die Versammlungen von Abgesandten der Kantone zur Beratung gemeinsamer Geschäfte und zur Verwaltung des gemeinsamen Besitzes bezeichnet. Sie

garantierte mit ihrer kontinuierlichen Arbeit den inneren Zusammenhalt des komplexen Bündnissystems. Von daher ist es erstaunlich, dass diese Institution in der historischen Forschung bisher nicht eingehend dargestellt worden ist. Zwar wurde die Quellengrundlage als gigantisches Regestenwerk von über 25 000 grossformatigen Seiten schon im 19. Jahrhundert zügig publiziert,¹ und keine Arbeit zur älteren Schweizer Geschichte kommt um dieses Phänomen herum. Andreas Würzler spricht denn auch von einer «krassen Disproportionalität zwischen der enormen Quellenmasse und der bescheidenen Forschung» (S. 31). Mit seiner 2005 von der Philosophisch-historischen Fakultät der Universität Bern angenommenen und unter anderen von den Professoren Peter Blickle und André Holenstein unterstützten Habilitationsschrift setzt er nun neue Massstäbe; die vorliegende Publikation ist deren gekürzte, überarbeitete und aktualisierte Fassung.

In der Einleitung, deren etwas pompöser Titel «Gott und die Tagsatzung» nur auf die zwei ersten Seiten zutrifft, würdigt der Autor kritisch den Forschungsstand, wobei er mehrere Phasen des Interesses an der Tagsatzung feststellt. Die besprochenen Werke betreffen einzelne Epochen oder Teilaspekte oder behandeln die Tagsatzung im Rahmen übergeordneter Zusammenhänge. Aus den Neuansätzen seit den 1980er-Jahren und den Desideraten der neuesten Arbeiten ergeben sich Fragestellung und Methoden für die vorliegende Untersuchung. Die Tagsatzung interessiert hier primär als «repräsentative Institution», «politisches Kommunikationszentrum», «sozialer Treffpunkt» und «symbolisches Ereignis» (S. 51).

Da bisher formulierte Entwicklungsthesen auf unklaren Zahlen oder nur begrenzten Auszählungen beruhten, drängte sich als Erstes eine umfassende quantitative Analyse der Basisdaten auf. Diese stützt sich hauptsächlich auf die sogenannten «Abschiede», nämlich die von der Kanzlei des jeweiligen Tagungsortes ab 1450 ausgefertigten Vereinbarungen, Beschlüsse, Nachrichten und Aufträge, die den Abgeordneten am Sitzungsende jeweils zuhänden ihrer Obrigkeiten mitgegeben wurden. Deren Entstehung und geschichtswissenschaftliche Kritik werden ausführlich erörtert. Punktuell wurde zusätzlich auf die entsprechenden Originalquellen in den Staatsarchiven der Kantone Aargau, Bern, Luzern und Zürich zurückgegriffen. Selbstzeugnisse von Tagsatzungsteilnehmern, Reiseberichte fremder Besucher, Relationen ausländischer Gesandter und bildliche Darstellungen der Tagsatzung ergänzen das Quellenkorpus.

Der eidgenössische «Gesandtenkongress föderal verbundener Republiken» als «Repräsentation [...] der Kantone vor den andern Kantonen» (S. 598) und damit vor der Eidgenossenschaft entwickelte sich ohne verfassungsrechtliche Grundlage aus zwischenörtlichen Bündnissen, militärischen Versammlungen und Jahrrechnungskonferenzen zu

den Gemeinen Herrschaften und wird ab Mitte des 15. Jahrhunderts als «Tagsatzung» fassbar. Die vorliegende Studie setzt 1470 ein, weil die Sitzungen erst von da an regelmässig dokumentiert und quantitativ zugänglich sind. Das Ende markiert der Untergang der Alten Eidgenossenschaft 1798. Methodisch wird der Gegenstand mit einem «polyperspektivischen Zugang und multikausalen Erklärungs- und Deutungsangeboten» (S. 52) in mehreren Durchgängen untersucht, wobei Wiederholungen in Kauf genommen werden.

Das Buch ist in die Teile I: «Quantitative Analyse», II: «Kulturgeschichte des Politischen» und III: «Europäischer Kontext» gegliedert. Im ersten Teil leistet der Autor einen enormen Arbeitsaufwand, um bisherige, nicht belegte Quantifizierungen zu korrigieren. Die an den Tagsatzungen teilnehmenden «Staaten» (eidgenössische Orte, Zugewandte Orte, europäische Mächte) werden nach den vertraglichen Beziehungen sowie Sitz und Stimme respektive Besuche analysiert und anhand der Teilnahmefrequenzen statistisch ausgewertet. Während bei den gleichberechtigten Orten die Teilnahmedisziplin hoch war, hatten die Zugewandten Orte sehr unterschiedliche Teilnahmerechte. Bezeichnung, Anzahl, Wahlverfahren und Instruktion der eidgenössischen Boten waren in den einzelnen Kantonen verschieden, einheitlich aber rekrutierten sie sich aus den politisch wichtigsten Gremien und aus den führenden Familien. Neben hochrangigen ausländischen Gesandten und den beauftragten Schreibern bevölkerten allerlei Begleitpersonen und Bittsteller bis hinunter zu Bettlern die Tagsatzungen, die durch die beteiligten Akteure ihre innen- wie aussenpolitische Relevanz erhielten.

Bei der Erhebung der Sitzungen folgt Andreas Würzler der aktuellen Institutionensoziologie, wonach Institutionen weniger durch normative Setzung als vielmehr durch periodisch wiederholtes Verhalten entstehen, im vorliegenden Falle also durch regelmässige Sitzungen. Von den Sitzungstypen werden die gemeineidgenössischen Tagsatzungen, die Konferenzen zu den Gemeinen Herrschaften und die konfessionellen Zusammenkünfte in die Abhandlung miteinbezogen, nicht aber die thematischen Sonderkonferenzen (z.B. betreffend Grenzstreitigkeiten) und die Rechts- und Schiedstage. Mit 17 Versammlungen pro Jahr weist die Häufigkeit einen im internationalen Vergleich sehr hohen Durchschnittswert auf; den Maximalwert erreichte das Jahr 1531 mit 60 Sitzungen. Die Tagungsdauer stieg vom 15. ins 18. Jahrhundert von durchschnittlich 6 auf 17 Tage an. Häufigster Tagungsort für alle Sitzungstypen war Luzern (1587 Mal von 5519), nur für die eigentlichen Tagsatzungen Baden (794 Mal von 2008). In Bern, das zwar territorial und bevölkerungsmässig der bedeutendste Ort in der Alten Eidgenossenschaft war, zeremoniell aber nur auf dem zweiten Rang lag hinter Zürich als grösster und ältester Stadt, fanden 71 Konferenzen statt, davon 60 Tagsatzungen. Insgesamt verteilten sich die Zusammenkünfte auf über 110 Orte.

Da die Tagsatzung der Eidgenossen nirgends reglementarisch festgehalten ist, kann ihre Bedeutung nur über ihre Tätigkeiten erschlossen werden. Zur Auszählung der behandelten Geschäfte bieten die «Abschiede» eine optimale Arbeitsgrundlage. Sie weisen in den 329 erfassten Jahren insgesamt 64 175 Geschäfte aus, was als Mindestwert anzusehen ist. Diese Fülle analysiert der Autor mit nachvollziehbaren Stichproben aus der «Phase der grössten Dynamik und Gefährdung des politischen Systems» (S. 202) zwischen 1470 und 1600 nach Themen, Initianten von Traktanden und Adressaten von Beschlüssen. Bern tritt auffällig selten in Erscheinung, was sich durch seine Ausrichtung auf die Westpolitik erklärt. Die Tagsatzung als «multifunktionales Gremium» funktionierte als «Mediations- und Koordinationsinstanz und insbesondere als Kommunikationsplattform», selten aber als Gesetzgeberin (S. 223). Am Schluss der quantitativen Analyse hält der Verfasser fest, dass es sich unter Berücksichtigung der langfristig zwar abnehmenden Anzahl Sitzungen, aber der gegenläufigen Zunahme der pro Sitzung verhandelten Traktanden entgegen dem in der älteren Literatur behaupteten permanenten Niedergang bei der Tagsatzung und ihren zugehörigen Konferenzen «um die langlebigen föderativen Institutionen der Weltgeschichte» handeln dürfte (S. 227).

Gegenüber diesem zahlenlastigen ersten Teil, der vor allem die Spezialisten anspricht, wirkt der zweite anschaulicher, nicht zuletzt weil er sich neben den Eidgenössischen Abschieden auf weitere Quellen wie Korrespondenzen, Berichte und Memoiren stützt. Einlässlich werden darin im ersten Kapitel unter anderem der Verlauf der Sitzungen von der Einladung über Vorabsprachen, Unterkunft und Zeremoniell bis zum Abschied – im doppelten Sinn – und die angewendeten Verfahren geschildert wie die Instruktion der Gesandten durch ihre Orte, die ritualisierte «Umfrage» und das «Heimbringen» – die Geschäfte waren stets den entsendenden Gremien zur Entscheidung vorzulegen. Das Mehrheitsprinzip galt nur für die Angelegenheiten der Gemeinen Herrschaften; sonst hatten Entscheide einhellig zu erfolgen, wobei der Mehrheitsdruck Abweichler «vermächtigen» konnte. Ein aufschlussreiches Detail: Die Tagherren reisten meistens zu Pferd an die Sitzungen, was bei den Distanzen und der Häufigkeit vielfach lange Abwesenheiten von zu Hause verursachte. Zu den Hauptfunktionen der Tagsatzung gehörten auch die politische Vermittlung in Konflikten, unter anderem durch das Einsetzen von Schiedsgerichten, und die Behandlung von Bittgesuchen oder «Suppliken» aller Art.

Was zwischen den eigentlichen Sitzungen zu geschehen pflegte, wird im zweiten Kapitel unter dem Begriff der «Soziabilität» subsumiert: offizielle Gastmähler und Bankette, inoffizielle Einladungen und heimliche Begegnungen, also alle Arten von Kontakten zwischen Tagherren, fremden Gesandten, Agenten, Spionen und wer sich sonst noch vom Ereignis Tagsatzung anlocken liess. Auch Vergnügungen kamen nicht zu kurz:

Bälle, Theaterbesuche, Ausflüge und – als Spezialität der Bäderstadt Baden – der Besuch der Thermen, wo auch freizügige Angebote nicht fehlten. All dies waren ideale Gelegenheiten zur Informationsbeschaffung und zum Informationsaustausch neben den frühneuzeitlichen Kanälen wie den «Avvisi» (brieflich erhaltene Nachrichten) und den gedruckten «Neuen Zeitungen».

Auf die Frage, inwiefern die Tagsatzung ein Symbol der Eidgenossenschaft war, geht der Autor im dritten Kapitel ein anhand der Bundesbeschwörungen, die periodisch den Zusammenhalt bestärken sollten, aber nie ohne Querelen über die Bühne gingen und nach 1526 aus konfessioneller Zwietracht blockiert waren, ferner anhand des «Eidgenössischen Grusses», der die Versicherung der gegenseitigen Bundestreue durch die Orte bei der Eröffnung der Tagsatzung beinhaltete und in gewisser Weise die Bundesbeschwörungen ersetzte, und anhand der Wahl der Tagungsorte, unter denen sich gemeinherrschaftliche Kleinstädte durchsetzten (nach Baden im 18. Jahrhundert Frauenfeld). Die Gesuche um Schenkung von Glasfenstern mit den Wappen der Kantone, die von diesen, von Städten, Korporationen und Privaten an die Tagsatzung gerichtet wurden, dokumentieren seit 1500 ein «gesamteidgenössisches Bewusstsein» (S. 440), wobei die blossе Aneinanderreihung der Wappen das Bundessystem am passendsten abbildete.

Der dritte Teil des Buches stellt das Thema in den europäischen Rahmen und befasst sich zunächst mit Texten von Staatstheoretikern des 16., 17. und 18. Jahrhunderts, dann mit publizierten Reiseberichten und schliesslich mit diplomatischen Korrespondenzen und Relationen, welche die Tagsatzung mehr oder weniger ausführlich und unterschiedlich korrekt darstellen. Für die fremden Gesandten war die Tagsatzung wie die Eidgenossenschaft insgesamt ein schwer zu fassendes und aufwendig zu beeinflussendes Phänomen. Von besonderem Interesse ist die Ikonografie. Acht farbige und fünf schwarz-weiße Abbildungen, unter anderem aus Schweizer Chroniken, zeigen Visualisierungen, die auf ihren dokumentarischen Wert hin geprüft werden. Abschliessend wird die Tagsatzung aufgrund der effektiven Tätigkeit mit anderen repräsentativen Versammlungen unter anderem in Frankreich, im Deutschen Reich und in England verglichen. Am stärksten hob sich die Tagsatzung von Ständeversammlungen durch das Selbstversammlungsrecht, die Gleichheit der Mitglieder und die Kompetenzen ab: Aussenpolitik gehörte am häufigsten, Gesetzgebung selten und Steuererhebung nie zu ihrem Tätigkeitsfeld.

Die Studie trägt unzählige Sachverhalte und Geschehnisse rund um die Tagsatzung zusammen und wertet sie umsichtig aus. Vieles wird auch nur kurz angesprochen und in den Anmerkungen ausgeführt und nachgewiesen, was den Lauftext entlastet und flüssiger lesbar macht. Der hohe Detaillierungs- und Differenzierungsgrad verleiht dem

Buch den Charakter eines Nachschlagewerks. Angesichts der Materialfülle willkommen sind die Zusammenfassungen, die jedes Kapitel beschliessen. Beeindruckend wirkt die Materialbasis, werden doch neben den einschlägigen Beständen schweizerischer und ausländischer Archive unter den gedruckten Quellen und der Literatur rund 930 Titel aufgeführt. Hingegen hätte eine sorgfältige redaktionelle Durchsicht des Textes einige formale Mängel behoben. Leider sind einzelne Grafiken aufgrund des Drucks schlecht lesbar.

Andreas Würgler dringt tief in seinen Untersuchungsgegenstand ein, und angesichts des Buchumfangs möchte man sagen: er behandelt ihn erschöpfend – wenn man nicht wüsste, dass die historische Forschung nie stehen bleibt. Doch einstweilen gilt: Dieses Buch ist ein Standardwerk für alle, die sich mit der frühneuzeitlichen Schweiz beschäftigen. Die Institution «Tagsatzung» ist der Schlüssel zum Verständnis der Alten Eidgenossenschaft. Die gegenüber der Tagsatzung erhobenen Kritikpunkte wie politische Handlungsunfähigkeit oder föderalistische Zersplitterung, die im Schlusskapitel diskutiert werden, sind eigentlich Rückprojektionen der späteren Nationalhistoriografie. Werden die angeblichen Mängel und Schwächen aus der funktionalen Logik des Ancien Régime und aus den Bedingungen des damaligen eidgenössischen Bündnissystems heraus verstanden, so erscheinen sie vielmehr als konfliktdämpfende und stabilisierende Effekte für das komplexe Ganze. Mediation, Kommunikation, politisches Aushandeln und Herstellen von Konsens werden als Stärken erkennbar. In dieser neuen Sicht ist die *Tagsatzung der Eidgenossen* als eine Erfolgsgeschichte zu beurteilen.

Emil Erne, Bern

¹ Amtliche Sammlung der ältern eidgenössischen Abschiede [1245–1798], 8 Bände in 22 Teilen, hrsg. auf Anordnung der Bundesbehörden von Bundesarchivar Jakob Kaiser u.a., versch. Bearbeiter, versch. Erscheinungsorte 1856–1886 [= EA 1–8].